



(Nachdruck verboten.)

Die Herren von Buntſchloß.

10)

Roman von E. v. Wald-Redwitz.

„Die arme Mutter Griebele, ſo einen heruntergekommenen Menſchen bekommt ſie als Sohn ins Haus. Und wie wird's mir gehen!“ klagte Anne, „und dann Friß,“ ſetzte ſie ganz leiſe mit verſchämtem Erröthen hinzu.

Mutter Griebele ſaß indeſſen in ihrem kleinen, einſtöckigen, am äußerſten Ende des Dorfes gelegenen Häuſchen, damit beſchäftigt, die heilbringenden Kräuter und Wurzeln, welche ſie heute geſammelt hatte, zu ſortiren und in einzelne Bündel zu ſammen zu binden. Ein ſcharfer aromatiſcher Duft erfüllte das ganze Haus, an der Decke des Stübchens, des Vorjaals und der Küche waren Stangen angebracht und daran hing Baldrian, Steinklee, Wegetraut, Flieder, Arnika, Kamillen und noch manches andere Kraut zum Trocknen. Daneben auf Fäden gezogen die verſchiedenen Pilze, wie ſie ſich in den Bergen der Rhön ebenſo zahlreich wie vortrefflich vorfinden.

Ueber das große Himmelbett, welches in der einen Ecke des Zimmers ſtand und das ſie mit Anne theilte, breitete ſich eine reinliche Decke, aus bunten Kattunſtücken zuſammengeſetzt. Am Fenſter ſah man weiße Vorhänge und auf dem Blumenbrett, welches vor demſelben angebracht war, ſtanden blühende Topfgewächſe. Einige in grellen Farben ausgeſmalte Holzſchnitte zierte die Wände und daneben hingen kleine hölzerne Vogelbauer, in denen muntere rothbrüſtige Dompaffien ſaßen.

„Was der Man nur will?“ fragte die Alte eben, als ſie Friß Zächner nun ſchon zum zweiten Male vorüber gehen und ins Fenſter ſpähen ſah.

Sie lächelte verſchmigt.

„Der wartet auf die Anne.“ Da klopfte es.

„Herein.“

„It's erlaubt, bin ich ſo frei.“

Die Frau ſchob Friß einen Stuhl zu, von dem ſie die Kräuter herunterſtrich.

„Nee, nee, Mutter Griebele, da draußen iſt Einer —“ Aber Friß kam mit ſeinem Saße nicht zu Ende, denn Anne ſtürzte weinend herein.

„Mutter Griebele, der Karl iſt da — er kommt —“

„Karl! Mein Gott — — mein Karl — — mein Karl!“ Die alte Frau weinte laut vor Freude und wollte zur Thür hinaus, um ihm entgegen zu eilen, aber Anne hielt ſie feſt.

„Er — — er iſt halb angetrunken — — und er ſieht aus — — erſchrick Dich nur nit — — Zächner, gehn's, gehn's, wenn er Sie ſieht, ich glaube —“

„Todtschlagen thut er mich noch nit, dazu gehören Zwei,“ rief Friß, ſeine Häuſe ballend. „Aber das iſt hübsch von Ihnen, daß Sie 'n bißel Angſt um mich haben — und ſo will ich lieber gehen.“

Mutter Griebele hatte kaum gehört, was der Soldat ſagte, ließ ſich nicht halten und lief die Straße entlang. Aber ſie blieb wie niedergedonnert ſtehen, als ſie die fragwürdige Geſtalt ihres Sohnes dem Hauſe zuſchwanken ſah.

„Karl — — Karl — — ja biſt Du's denn nur wirklich?“

„Warum ſoll ichs denn nit geſei?“ höhnte der noch immer aufgebracht Menſch, aber jezt, als die alte Frau, ihren Schrecken vergeſſend, ſich ganz der Gewißheit hingab, den todt geglaubten Sohn vor ſich zu ſehen, die Arme ausbreitete und ihn an ihr mütterliches Herz preßte, da heulte Karl wie ein Kind.

„Warum haſt denn ſeit drei Jahren nit mehr geſchreibet?“ klagte die Alte.

„Weil i ein ſchlechter Kerl worden bin,“ grunzte Karl beſſen Trunkenheit allmählich ſchwand und nun einer ehrlichen Zernüchſung Platz machte.

„Ach Du mein lieber Gott,“ ſchluchzte die Frau.

„Aber 's kann ja wieder beſſer gewäre. Kommt doch nur rein, was ſollen die Leute nur geſage,“ ließ ſich Anne jezt vernehmen und zog die Beiden in das Haus. Viel wurde jezt nicht mehr geſprochen; Karl ſaß müde in dem alten Großvaterſtuhl, den Kopf ſchwer in die Hand geſtüzt, und ſtarre phyſiſch und moralisch herabgeſtimmt in dem ihm ſo wohlbekannten Raume theilnahmslos umher. Nur wenn Anne ſich ihm zufällig nahte, bekamen ſeine geſpannten Züge Leben, aber er redete ſie nicht an und wandte ſchnell das Geſicht zur Seite. Beide Frauen mühten ſich, ihm ein köſtliches Mahl zu bereiten: Gehacktes Fleiſch, Eier, grünen Salat und Kartoffeln, ein Eſſen, ſo gut, wie es zum letzten Male bei Karls Kindtauſe den Pathen vorgeſetzt wurde, ſtellte Frau Griebele vor ihm hin. Karl ſtocherte darin herum, kaute es dann mechanisch, ohne ein Wort dabei zu ſprechen, ließ ſich endlich ſchwerfällig auf die Ofenbank fallen und ſchnarchte bald ſo laut, daß man es auf der Straße hörte. Wenn die alte Griebele bei ihm vorüberging, ſah ſie ihn glückſtrahlenden Blickes an, während Anne ſcheu an ihm vorüberhuſchte.

„Laß ihn nur erſt vier Wochen wieder hier geſei, Anne, da ſoll er ſchon anders ausgeſeh. — Nu müſſen mer dran denken, ihm neues Zeug zu beſorgen — — nu morgen in Melkriſt —“ Das Geſicht der alten Frau ſtrahlte vollſtändig vor Mutterglück „und,“ hob ſie plötzlich mit einer ganz andern, ſtrengen Stimme an, „der Hulan kommt mir net wieder ins Haus.“

„Meinſhalben,“ gab Anne zurück, wobei ſie den hübschen, blonden Kopf kurz und trotzig ins Genick warf und hinausging. Hinter dem Häuſchen in dem kleinen Garten ſtand, umgeben von bunten Aſtern, goldgelben Studentenblumen, Baſſaminen, Salat, Kuntelrüben, Büſchen von Dill und Salsbei eine kleine Bank — nur ein ſchmales Bretchen auf zwei Holzpfählen, die in die Erde geſchlagen waren. Darauf ſetzte ſich Anne und ſtarre in den Abend. Erſt dachte ſie gar nichts, nur Troß erfüllte ſie, endlich aber löſte ſich der ſtarre Bann, ein Bangen vor der Zukunft ergriff ſie, ob mehr vor dem Zuſammenleben mit dieſem wiſſten Karl oder mehr vor unliebamen Begegnungen ſeinerſeits mit Friß Zächner, das war ungewiß. Sie verſchränkte die kräftigen, entblöhten Arme über der Bruſt, die jezt erregt auf und nieder wogte, und leiſe Thränen entrollten ihren Augen. „Wie dumm!“ rief ſie, als ſie dieſelben auf ihrer Hand verſpürte, ſprang auf, ſah noch einmal nach der Ziege, warf ihr friſches Futter in die Krippe und ſchlich dann ins Haus, um das Lager zu ſuchen.

Aber ſie prallte erſchrocken zurück! Da lag ja Karl noch auf der Ofenbank, die Mutter hatte ihm ein Kiſſen unter den Kopf geſchoben, eine wollene Decke über ihn gebreitet und zwei mit Steinen beſchwerte Stühle an die Bank gerückt, damit er nicht herunter rollte.

Frau Griebele lag ſchon im Bett, aber Anne brachte es nicht fertig, zu ihr zu ſteigen. Der Gedanke, ſich auszukleiden und nit ihrem Pflegebruder in einer Stube zu ſchlafen, war ihr entſetzlich. Auf den Zehen, wie ſie gekommen war, huſchte ſie wieder hinaus, erklimmte die Leiter, die auf den Boden führte, zog ſie hinter ſich nach, ſchloß die Fallthüre und bettete ſich in das duftende Heu.

Sie ſchlieſ beinahe gar nicht, nicht weil ihr dieſe Lagerſtatt zu ungewohnt und unbequem geweſen wäre, — wie oft hatte ſie hier ſchon herrlich geruht! — aber eine grenzenloſe Angſt, daß ſchwere Zeiten für ſie und die liebe alte Pflege-mutter kommen würden, verſcheuchte ihr den Schlummer.

5. Kapitel.

Fifi Brandont hatte in Fißl ihr Sommergastspiel angetreten: Wie gefiel, man zeichnete sie aus, die herrliche Gegend erfreute sie, die Lust that ihr unendlich wohl, Geld hatte sie genug und ihr würde nichts an der irdischen Glückseligkeit gefehlt haben, wäre nur Ralf hier gewesen.

Die Sehnsucht nach ihm peinigte sie Tag und Nacht, die grenzenlose Schreibfaulheit ihres Angebeteten brachte sie zur Verzweiflung, wenn sie sich auch sagte, daß junge, flotte Kavaliere nun einmal abgelegte Feinde von Tinte und Feder zu sein pflegten. Selbst das angeblich zufällige Auftauchen des Grafen Bruno Wolfstein, der sich unendliche Mühe gab, ihr das Dasein zu erleichtern, vermochte sie nicht aufzuheitern.

„Wann werden Sie denn Ralf einmal besuchen, Graf?“ fragte sie eines Tages, als sie eine magere Postkarte, erst das zweite Lebenszeichen, von Ralf empfangen hatte.

„Ich? Gar nicht!“ gab Wolfstein getränkt und erstarrt zugleich zurück.

„Ja, warum denn nicht?“

„Weil ich hier bleiben will.“

„Was wollen Sie denn so lange hier?“ fragte sie ziemlich unhöflich und preßte ihm durch alle möglichen Mittel der Rofetterie endlich das Versprechen ab, gelegentlich einmal nach Buntschloß zu fahren und ihr dann getreulich mitzutheilen, wie es ihm dort ginge. Mündlich natürlich, setzte sie mit ihrem bezaubernden Lächeln und jenem reizenden Augenaufschlag hinzu, der schon mehr als einem Manne gefährlich geworden war. Vorläufig wollte der gute Wolfstein sich freilich noch nicht dazu verstehen, Fisis überspannten Wünschen, wie er meinte, zu willfahren.

Ralf führte inzwischen auf Buntschloß ein sehr reges Leben, wenigstens rege auf seine Art. Er besichtigte nun wirklich die Felder, meist in Begleitung des Pächters, der auf seinem in der Nachbarschaft gelegenen Gute wohnte. Ludowica begleitete die Herren zuweilen, Verhandlungen mit dem Förster wurden geführt und die Rassenbücher revidirt, auch dem Garten schenkte Ralf seine Sorgfalt, dabei Ludowicas künstlerischen Rath genau befolgend.

„Was ist Ihnen Unangenehmes begegnet, Herr von Buntschloß?“ fragte Ludowica eines Abends, als Ralf in der Pfarre vorsprach und gegen seine Gewohnheit still und in sich gekehrt da saß.

„Die Zeiten sind schlecht, Fräulein Ludowica,“ sagte er endlich, „aber wozu soll ich Sie mit meinen Sorgen langweilen, sprechen wir von etwas Heiterem. Ein herrlicher, balsamischer Abend.“

Ludowica schüttelte mit dem Kopf. „Das ist wohl nicht die rechte Art, die Sorgen zu verschweigen, indem man ihnen aus dem Wege geht.“

„Ja, was soll man aber dagegen machen?“

„Ihnen offen ins Auge sehen und sie bekämpfen.“

„Sie haben Recht, man gleicht sonst dem Vogel Strauß. Aber —“

„Sie meinen, ein Mädchen versteht nichts von Männer-sorgen. Einen Rath kann man doch zuweilen geben — aber.“ Ludowica erhob die melodische Stimme ein wenig und sah Ralf ernst und offen an, „ich bin nun einmal gewohnt, das zu sagen, was ich denke. Es mag der guten Sitte nicht sehr entsprechen.“

„Im Gegentheil. So gebietet es die gute Sitte, alles Andere ist Falschheit, Heuchelei.“ — Er wollte ihre Hand ergreifen, aber Ludowica that, als ob sie es nicht bemerkte und führte die Nadel, die eine Zeit lang geruht hatte, mit großem Eifer.

„Die Errägnisse des Gutes sind minimal, die Felder geben keine Ernten, die Wälder sind arg mitgenommen, die Gebäude baufällig und die Hypothekensbücher sind überlastet. So, da wissen Sie, was mich bedrückt.“ Ralf seufzte erleichtert auf.

„Und woran liegt das?“ fragte Ludowica in einem Tone und mit einer Miene, die Ralf deutlich sagte, daß sie den Grund wohl wußte und nur seine Antwort hören wollte, wie Jemand, der von dem Delinquenten, dessen Schuld bewiesen ist, dennoch ein offenes Geständniß verlangt.

„Erstens haben meine Vorfahren mehr gebraucht, als sie durften, nichts hineingesteckt, nur immer herausgenommen, sich nicht um die Verwaltung bekümmert, und zweitens bin ich getrenntlich in ihre bequemen Fußstapfen getreten.“

„Das scheint mir der wahre Grund allerdings zu sein, Herr von Buntschloß. Aber das ließe sich ändern.“

„Indem ich selbst nicht einen, sondern viele Pfähle zurückstieße — aber es würde wenig helfen, ich müßte neue Gelder haben und diese werden, je belasteter das Gut ist, immer theurer. Wer will so hohe Hypotheken nehmen?“

„Sie entnehmen dieselben vom Bankier?“

„Meistens, oder überhaupt von Leuten, die glücklicher situirt sind wie ich selbst,“ antwortete Ralf kleinlaut.

„Es handelt sich also darum, billige Gelder zu schaffen.“ „Natürlich. Aber woher nehmen und nicht stehlen,“ rief Ralf in einem Anfluge von Galgenhumor!

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, Tante Beate kam zu Ludowica mit Hausorgen und nahm deren Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Sorgen, wohin man schaut,“ spöttelte Ralf und empfahl sich. Allzuweh und allzulange drückten ihn freilich die seignen nicht, denn er warf sich in einen nagelneuen Gesellschaftsangug, bestieg den Wagen und machte auf den verschiedenen Gütern der Nachbarschaft Besuche, um die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen und dem blauen Schlosse, die so viele, viele Jahre geruht hatten, wieder aufzunehmen. Es dauerte mehrere Tage, bis er herum kam, überall wurde er freundschaftlich aufgenommen, genoß die Gastfreundschaft der Besitzer und erhielt von ihnen die Zusage, sich bald und oft in Buntschloß einzustellen, vorausgesetzt, daß er auch gute Nachbarschaft halten würde.

„Gewiß. Natürlich! Ich komme, und Sie helfen mir, die stillen Räume meines Schlosses wieder zu beleben!“

Der Eindruck, den er auf die Nachbarn gemacht hatte, war ein sehr günstiger, und ebenso hatte er fast überall angenehme Eindrücke empfangen, wenn er auch oft ein Lächeln über die etwas altmodischen, ganz und gar in ihren veralteten, überfeudalen Ansichten aufgehenden Herrschaften nicht unterdrücken konnte.

Meist erhob sich ein großes, anspruchsvolles Schloß auf dem mageren Besitz, in den sich zuweilen zehn und mehr Bettern theilten. Die Segnungen des Majorats kannte man hier nicht, im Gegentheil herrschte hier der Unsegen der Zerplitterung des Grund und Bodens, aus denen die sehr bescheiden pekuniären Verhältnisse dieser Familien stammten, obgleich Einfachheit und Sparsamkeit ihre Lebensregel war.

Was ihnen an Reichthum fehlte, ersetzten sie durch einen beinahe naiven Stolz auf den alten, vollklingenden Namen, der sie — und Ralf war Aristokrat genug, um dies anzuerkennen — auch abhielt, durch reiche Heirathen mit Damen bürgerlichen Geschlechts das etwas verblaßte Wappenschild wieder frisch zu vergolden. Es gab Besitzungen, zu denen achtzig und mehr Hagnaten gehörten, von denen jeder Einzelne nur eine Jahres-einnahme von wenigen Mark bezog.

Auch in Mellrichstadt machte Ralf einige Besuche, fuhr nach Würzburg, sprach bei den dortigen Kommandeurs vor und kehrte dann nach Hause zurück.

Waren vor kurzer Zeit, als er sich zum ersten Male der Heimath näherte, die Gefühle der Neugier einer gewissen Begeisterung und des zurückkehrenden Familienbewußtseins in ihm die überwiegenden gewesen, so zog ihn jetzt eine leise Sehnsucht dorthin, die sich auf das Höchste steigerte, als er das rothe Ziegeldach des Pfarrhauses durch die Bäume schimmern sah. „Ein herrliches Mädchen, hm — wenn Ludowica hier nicht wohnte, ich wüßte wirklich nicht, wie sich dann mein Aufenthalt gestaltet haben würde.“

Im Vorüberfahren grüßte er sie kurz und fuhr dann nach dem Schlosse. „Gott sei Dank, kein Brief von Fifi,“ sagte er vor sich hin. So lieb er die Räume, die ihn jetzt so gasflich umfingen, auch hatte, so erschienen sie ihm heute, da er auf den belebten Nachbargütern gewesen war, doch recht einsam, und, wie stets, seinen plötzlichen Eingebungen folgend, setzte er sich sofort nieder, schrieb an die Herrschaften, bei denen er gewesen war, und bat sie, ihre Gegenbesuche Alle auf einen Tag, den nächsten Mittwoch, festzusetzen und dann bei ihm ein einfaches Mittagessen einzunehmen. Fifi nahm die sämtlichen Briefe und ritt damit nach Mellrichstadt zur Post.

(Fortsetzung folgt.)

Geldeswerth im Alterthum.

Von Karl Bleibtreu, Charlottenburg.

Die Kultur hat seit einem Jahrtausend eine lokale Schwenkung gemacht, sich vom Süden und Osten des Erdballs nach dem Norden und Westen verpflanzt. Die Arbeit des Menschen triumpferte über die äußerlichen Bedingungen des Klimas und Bodens. In früheren primitiven Zeitaltern aber mußte die Kultur und der ökonomische Reichthum an die von Natur segneten Landstriche gefesselt bleiben, vor Allem an den Orient. Wie sah es nun dort aus bezüglich der Ansammlung von Kapital?

Die Nachrichten über das graue Alterthum im Orient sind vorsichtig aufzunehmen. Denn wenn Herodot 12 Meilen Umfang für Ninive angab, so wissen wir heute, daß der wirkliche Umfang so gering war, daß höchstens eine Viertelmillion Einwohner dort leben konnte. So klingt es denn auch rein mythisch, daß Sardanapal sich mit 156 Millionen Gold und Silber, ungerechnet dreihundert goldene Tische und Diavans, verbrannt habe. Ein voller assyrischer Königsanzug soll einen Werth von 45 Millionen repräsentirt haben! Wir rechnen hierbei stets den Geldeswerth nach deutschen Reichsmark. Solche Angaben des Historikers Ktesias dürfen wir nicht gutgläubig nachschreiben. Richtiger klingt es schon, daß das Perserreich 90 Millionen Staatseinnahmen an Tributen bezog. Wir finden hier schon eine hochentwickelte Kultur, wofür die 111 Poststationen als Beweis dienen. Ueber die Bevölkerungsmaße jener alten Reiche weiß man nichts Bestimmtes. Megngpten soll z. B. 7 1/2 Millionen Einwohner gezählt haben, natürlich weit mehr als heut. Dagegen dürfte China wohl früher nicht so bevölkert gewesen sein; heute kommen 41 Köpfe auf den Quadratkilometer, in Europa durchschnittlich nur 32, und die bevölkerste Provinz Chinas ist doppelt so zahlreich besetzt als Belgien, wie Honegger in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte“ erwähnt. In Indien muß ein recht ausgebildeter Geldverkehr geherrscht haben. Denn in Manu's Gesetzbuch wird der Geldzins bei Darlehen auf 15—60 pCt. berechnet. Mit diesen angenehmen Wucher-Gesetzlichkeiten des Alterthums harmonirt es, daß der biedere Tyrannenmörder Brutus den Salaminier Geld vorstreckte mit 48 pCt. Zins! Ein Beweis für die Knappheit des Geldes, nicht etwa im Allgemeinen, sondern bei den Unterdrückten in indischen Volk und den römischen Provinzen, während die Hindu-Fürsten und die Gewalthaber in Rom ungeheure Schätze häuften.

Bezüglich Griechenlands befinden wir uns schon auf festem Boden verbürgter Ueberlieferung, obgleich z. B. die Bevölkerungszahl auch dort streitig ist. Nach Boeck soll Attika nur 1/2 Million, Athen noch nicht 200 000 Einwohner gehabt haben. Doch darf man wohl 12 Millionen Griechen, inklusive aller Kolonien in Asien und Italien, annehmen. Von Sparta urtheilt Aristoteles ausdrücklich, daß es durch zu geringe Bürgerzahl zu Grunde gerichtet wurde. Dagegen soll angeblich die kleine Insel Megina 1/2 Million Einwohner und 470 000 Sklaven bei ihrer Großindustrie unterhalten haben. Doch ihr Glanz ging bald auf Athen über. Dessen Jahreseinkünfte betragen, nach Mark berechnet, 4 3/4 Millionen, stiegen aber bis auf acht. Das gesammte verfügbare Steuerkapital betrug noch unter Demosthenes 29 Millionen (6000 Talente). Die gleiche Summe lag im Staatschatz aufgespeichert. Unter dem Demagogen Kleon wurden 9 1/2 Millionen (2000 Talente) für Vermögenssteuer aufgeschrieben. Dagegen betrug unter Alexander das gesammte mobile und immobile Vermögen der Stadt nur noch 28 Millionen. Ein großer Theil des Kapitals wurde in Kunstwerken angelegt. So kostete an der Athene des Phidias allein der Mantel 2 1/2 Mill. an Goldwerth. Die Finanzwirtschaft dieses reichsten griechischen Staates, der vom untergebenen Seebund der verbündeten Städte und Inseln 600 (unter Alkibiades sogar 1300) Talente Tribut empfing, gerieth hauptsächlich durch demagogische Maßregeln ins Wanken. So schraubte Kleon die Besoldung der Geschworenengerichte auf 3/4 Millionen jährlich herauf.

Obgleich nun das Hellenenthum durch Alexanders Welt-eroberung sich mit dem passiven Reichthum des Orients verknüpfte und später in Seleucia, Ktesiphon, Antiochia, Pergamon, Alexandria eine neue weiche Hochkultur emporblühte, so verlor es doch die Kraft, sich kriegerisch zu behaupten, und damit war sein Untergang besiegelt. Rom trat räubernd und wuchernd das Erbe an, um es bald als Verschwender zu vergeuden. Die beispiellose Herrlichkeit Großgriechenlands in Süditalien und Sicilien erlag.

In Hellas selber hatte das materielle Gedeihen im Durchschnitt doch nur eine leidliche Wohlhabenheit ermöglicht, nicht mehr und nicht weniger. Ueppigere Verhältnisse finden wir im Römerstaat. Zur Gracchenzeit nannte man drei Millionen Sesterzien = 642 000 Mark ein mäßiges Senatorenvermögen. Kreilich war eine angemessene Mitgift nicht sehr beträchtlich: so stattete Scipio Africanus seine Tochter mit 50 Talenten (etwa 24 000 Mark) aus. Dagegen besaß Crassus, nachdem er schon ans Volk riesenhafte Spenden vertheilt hatte, noch fast 110 Millionen Vermögen in Baargeld, Ländereien, Sklaven und Geräthen. Zur Kaiserzeit betrug das Vermögen des Ventulus 75 Millionen, und der so überaus weise Seneca soll auch fast 50 Millionen zusammengeschachert haben. In den letzten Jahrhunderten des Imperium Romanum darf man das Jahreseinkommen der reichsten Senatoren auf 3 1/2 Millionen schätzen. Solche ungeheuren Vermögen sind selten von englischen Lords und Nabobs oder amerikanischen Gründern erreicht worden. Das Jahreseinkommen des Schauspielers Roscius soll auch 130 000 Mark erzielt haben. Wenn die Virtuosen-Genen solche Reichlichkeit erlangen, muß der Luxus einer solchen korrupten Gesellschaft dafür verantwortlich gemacht werden. Bekanntlich überstieg die Unsitlichkeit in Rom schon so frühe alle Grenzen, daß nach dem zweiten punischen Kriege allein aus Strafgebern für Unzucht römischer Matronen ein Tempel gebaut wurde.

Natürlich war diese Ansammlung von Schätzen nur möglich, weil Rom als dickbäuchige Spinne den Provinzen das Blut auslaugte. Diese befanden sich nach der Diadochenzeit meist in blühendem Zustande. Das ptolemäische Aegypten lieferte jährlich 1 1/4 Millionen Hektoliter Korn nach Rom. Selbst Perseus von Macedonien stand sich so gut, daß man ihm 210 Millionen Geld und Kostbarkeiten rauben konnte. Auch die Juden müssen schon schwunghafte Geschäfte betrieben haben, denn Mithridat nahm auf der Insel Kos vier Millionen weg, welche die Juden dort deponirt hatten. Und dabei beklagten sich die römischen Nationalökonomten noch, daß jährlich 120 Schiffe durchs Rothe Meer fuhren, um 50 Millionen Sesterzien nach Indien zu tragen, dessen Waaren man eifrig importirte. Das läßt auf eine allgemeine Blüthe des Handelsverkehrs schließen. Nur Griechenland erholte sich nicht mehr von dem letzten Schlage, als Mummius u. A. das reiche Korinth ausplünderte, so wie Marcellus das reiche Syrakus brutal ruinirt hatte. Zur Scipionenzeit besaß der reichste Grieche nur 1 1/2 Millionen. Die Steuerverhältnisse im Kaiserreich regelten sich besser und wurden schon durch die Ordnung minder brüchig, als während des früheren republikanischen Staubsystems. 300 Millionen brachte das ganze Reich jährlich als Staatssteuer auf; kommunale und provinciale Ausgaben fielen freilich nur den Betroffenen zur Last. 800 Millionen Mark mögen die Gesamteinkünfte des Staates betragen haben. Das ist für 75 000 Quadratmeilen mit 120 Millionen Einwohnern nicht eben viel.

Immerhin dauerte es lange, bis in Europa nach dem Sturz des Römerreichs wieder ähnlich gesunde und geordnete Finanzzustände reiften. Erst die italienischen Städte Florenz, Venedig, Genua, Mailand erwarben durch Seehandel und sonstige Betriebsamkeit den einstigen Glanz griechischer und karthagischer Kaufmannschaft zurück. Was von Rom und Hellas noch in Unzanz weiterblühte, welkte rasch unter dem verheerenden Ansturm westlicher und östlicher Barbaren. Auch die vorübergehende Hochkultur der Araber und Neuperfer hielt sich nicht. Mongolen und Türken schleuderten Asien in tiefere Barbarei zurück, als sie zur Urzeit dort bestand. Wo einst die Ramfes und Ptolemäer ein reiches Kulturland am Nil begründet, haufte der romantische Mameluk, der stumpfsinnige Osmane. Auch vom Süden Europas wich langsam das finanzielle Uebergewicht. Umsonst floßen die Schätze Amerikas und Indiens nach Spanien und Portugal. Holland und England schlugen jede Konkurrenz nieder, nachdem schon vorher die Hanse und die süddeutschen Städte mit Italien gewetteifert. Nordamerika trat später hinzu, und so hat jetzt das Geld den Kreislauf nach Norden vollendet.

Allerlei.

Ihr Scheinmüß. Ein heiterer Vorfall spielte sich kürzlich, so wird uns geschrieben, bei der Ankunft eines deutschen Passagierdampfers im New-Yorker Rolkhause ab. Als man das Gepäck einer sehr dick gekleideten jungen Dame revidirte, fiel der Blick eines Zollinspektors auf ein kleines dunkles Pappschächtelchen, das mit blauem

San. Schiefer

Bande umbunden war. Er dreht zuckte die Schöne zusammen und sah sich sehr nach einigen männlichen Mitreisenden um, die ihr während der Ueberfahrt augenscheinlich den Hof gemacht hatten. Ein stattlicher junger Mann, der die unangenehme Revision schon hinter sich hatte, trat in dem Moment an die Seite seiner Reizegefährtin, als der Inspektor nach der verdächtigen Schachtel griff und sie öffnen wollte. Dunkle Röthe überzog die Wangen der jungen Dame und mit schänder Stimme bat sie den Beamten, von der Befichtigung des Inhaltes abzusehen. Sie versicherte, daß die Schachtel nichts Verbolbares enthalte, erbot sich aber, jede geforderte Tage darauf zu zahlen, wenn man das Öffnen unterlassen würde. Der nun erst Verdacht schöpfende Inspektor ließ sich aber nicht durch die in Thränen schwimmenden Augen der schönen Fremden erweichen, und als nun auch die anderen Beamten und viele der Reisenden aufmerksam wurden und näher traten, ließ das junge Mädchen ihre sämmtlichen Sachen in Stich und machte sich eiligst aus dem Staube. Alles blickte gespannt auf die geheimnißvolle Schachtel in der Hand des Inspektors, der endlich mit bewundernswerther Geduld das blaue Band aufgelockert hatte und nun den Deckel löstete. „Da sind sicher Diamanten drin,“ meinte ein hohlwangiger Herr aus der Gruppe der sich dicht herandrängenden Reisenden. Vorsichtig entfernte der Inspektor eine Lage Watte nach der andern. „So verpacken die Leute dergleichen kostbare Steine,“ bemerkte einer der Zollbeamten; „da ist sicher ein Vermögen in der Schachtel.“ Athemlos vor Aufregung harrten die Anwesenden auf den Moment der Enthüllung. „Na, da soll doch gleich . . .“ erscholl es nun aus dem Munde des verblüfften Inspektors, der mit dem letzten Fauch Watte — ein ganzes Gebiß falscher Zähne zu Tage förderte. Schallendes Gelächter von Seiten der Umstehenden folgte dieser seltsamen „Offenbarung“ und dem Herrn Inspektor merkte man es deutlich an, daß es ihm leid that, die Bitte der hübschen Westgerin dieser Kostbarkeit nicht erfüllt zu haben. Die junge Dame kehrte auch nicht zurück, um ihre Sachen in Empfang zu nehmen, erst nach drei Tagen erschien ein Jüngling, der sich als Verwandter der Miß Clemmons legitimirte und beauftragt war, das Gepäc nebst der Schachtel mit dem blauen Bande abzuholen. In Zukunft werden Dntel Sams Zollbeamte sicher etwas galanter gegen blühende junge Damen sein.

Afrikanische thätige Vulkan sind bekanntlich erst neuerdings entdeckt worden. Auch im Sudan sind soeben zwei solche Feuerberge aufgefunden worden und haben sich, wie aus Medschaf am oberen Nile (im früheren Emin Paischa-Reiche) gemeldet wird, unangenehm bemerkbar gemacht. Am 1. Mai verursachte der Berg Medschaf ein starkes Erdbeben. Die Erschütterungen erfolgten in der Richtung von Süden nach Norden. Ihr Ausgangspunkt war der Berg Medschaf. Der Erdboden wurde stark erschüttert; die Möbel, Betten, Tische schwankten heftig. Die erschreckten Soldaten der Kongotruppe stürzten aus ihren Hütten mit den Waffen in der Hand. Das Geräusch, das aus dem Reize hervorzudringen schien, glich dem, welches ein vorüberfliegender Eisenbahnzug hervorruft. Ein Häufling der Dervische erzählte dem Kommandanten Chaltin, daß die Erdbeben in Medschaf häufig sind, Häuser umstürzen und die Nilwässer zu einer großen Höhe hinaufschleudern. Nach eingetretener Ruhe bemerkte man viele Fische an den Klüften. Die Varneger erklärten diese Erdbeben in eigenartiger Weise. Am linken Nilufer, 400 Meter von dem kongolatischen Lager entfernt, befindet sich der Berg Medschaf, dessen Geist ehelich mit dem auf dem rechten Ufer ihm gegenüber gelegenen Berge verbunden ist. Der erstere Berg ist der Ehemann. Dieser ist nicht ohne Wolken. Ist der Berg Medschaf ärgerlich, so gróßt er und läßt die Erde erzittern, aber viel schlimmer ist es, wenn seine Gattin auf dem rechten Ufer zornig ist. Sie heult, brüllt, tobt und zertrümmert Alles. In der That erweisen die Beobachtungen, daß diejenigen Erdbeben, die ihren Mittelpunkt oder ihren Ausgangspunkt am rechten Ufer haben, weit heftiger sind als die vom linken Ufer ausgehenden. Nach den Eingeborenen sind die Treulosigkeiten des Ehemannes daran schuld, daß sich seine Gattin so erzeiget; um ihren Grimm zu beschwichtigen, opfern die Eingeborenen stets junge Kühe, sobald ein Erbeben in und bei Medschaf auftritt.

Ein theurer Student. In der klassischen Abtheilung der historisch-philologischen Fakultät zu Kiew ist jetzt nur ein Student. Er ist der einzige klassische Philologe in der ganzen Fakultät und gehört dem verten Kursus an. Zum dritten Kurjus gehört kein einziger Altphilologe trotz aller Maßnahmen, die angewandt werden, um klassische Philologen heranzubilden, für die z. B. Stipendien gestiftet worden sind. Für diesen Studenten hatten drei ordentliche Professoren und vier Privatdozenten Vorlesungen. Es kostet der Regierung nicht wenig!

Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“.

Der Proß.

Proß (in der Buchhandlung): Geben Sie mir einen Band da oon dem Goethe, wenn er mir gefällt, dann lauf ich die anderen auch noch!

Außer der Schule.

Lehrer: Weshalb hielten die Athener den Diogenes für einen Sonderling?

Schüler: Er ging immer mit der Laterne ohne das Fahrad durch die Straßen!

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Prompte Auskunft.

Frischen ist seiner französischen Gouvernante entlaufen. Ein Bekannter findet ihn vor einem Schutzmann stehend, der eben im Begriffe ist, die Personalien des verirrten kleinen Mannes festzustellen.

Wie heißt denn der Vater?“ fragt eben der Hüter des Gesetzes. Frischen (heulend): „Le père!“

Leiser Win!

Herr: Ihr Herr Papa ist ein recht freundlicher Mann, mit dem plaudere ich sehr gern.

Fräulein: Mit meiner Mama läßt sich auch sehr gut sprechen!

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Die richtige Zeitung eines Geschäfts, selbst kleiner Betriebe, stellt heutzutage, entsprechend den modernen hochentwickelten Verkehrs- und Rechtsverhältnissen, nicht geringe Anforderungen an Wissen, Gewandtheit und Fähigkeiten jedes Geschäftsmannes, jedes Gewerbetreibenden und Handwerlers, der vorwärts kommen und erfolgreich konkurrieren will. Wieviel auch, selbst in günstigen Fällen, die Schule hierin für den Handlungsbesessenen wie für den Handwerkerlehrling thut, es wird die unabwiesbare Nothwendigkeit für jeden mitten im praktischen Beruf Stehenden nicht ausbleiben, noch einziehende Belehrung über die so mannigfachen Geschäftsvorfälle, über schriftliche Arbeiten, Rechts- und Rechnungsangelegenheiten, Wechsel- und Bankverkehr, Buchführung zc. an kompetenter Stelle einzubohlen. Am sichersten führt da zum Ziele ein gutes, zuverlässiges Buch, wie es soeben im Verlag von Ditto Water in Ravensburg unter dem Titel „**Neuer Sekretär für Geschäftsleute**“ von H. Gruner und K. Klaidt herauskommt. Der „Neue Sekretär“, in 12 Lieferungen à 46 Pfa., will als praktischer Rathgeber, als Auskunfts- und Nachschlagebuch in allen den hundertsten Fällen dienen, die im Geschäftsleben dem Kaufmann, dem Händler, dem Prinzipal, dem Meister wie den Gehilfen und Gesellen täglich begegnen, und ihnen ein sicheres, bequemeres Belehrungsmittel erwünscht machen. Wir können jedem Geschäftsinhaber, wie namentlich auch jedem mit seinem Beruf es ernst nehmenden Angestellten nur empfehlen, sich den „Neuen Sekretär“ anzuschaffen.

Das erste Quartal der in Stuttgart erscheinenden „**Neuen Musik-Zeitung**“ (Verlag von A. Friedmann (Gottfr. Kellers Beziehungen zur Musik), H. Abert (Zur Musikfähigkeit der Griechen), Biographisches aus dem Leben von J. Brahms, Bernh. Pollini, C. Gottl. Reisinger, Rich. Strauß, ausführliche Auszüge aus neuen musikalischen Schriften und musikalischen Unterrichtswerken, kritische Berichte über neue Opern, Virtuosen, Novitäten aus dem Konzertsaal, Bildnisse und Biographien der Damen Th. Behr, A. Brück-Byllemann, El. Vuit, E. Coomber, A. Ciandi, J. Hiedler, E. Lehmann, B. Macdonald, G. Meitner, Michael. A. Dliga, A. Osborne, M. Kemmert, G. Ritter, G. Schelle, D. Walle-Hansen, der Herren S. Gura, M. Dewesch, A. Heuberger, F. Naval, D. Neigel, K. Brill, C. Nisler, van Noon, Fr. Bierau, des Weiteren spannende Erzählungen von S. Abt (Janusmasken), L. Diehl (Hedi und Heki) und schließlich gewählte Klavierstücke, Lieder und Duos für Geige und Klavier von G. Bartel, Ch. Godard, Grieg, D. Heß, E. Heuser, C. Imhof, C. Kistler, M. Oberdorfer, A. F. Procházka, E. Waldeufel, B. Wandorf, H. Winer, F. Bierau. (Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt nur 1 Mk. Probenummern verierdet an Interessenten jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie der Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart auf Verlangen gratis und franco.)

Von Hans Kraemers neuem Brachtwerk „**Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild**“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 60 Lieferungen à 60 Pfg.) liegt nunmehr auch das zweite Heft vor, das uns fast mehr noch als das erste den durchaus eigenartigen Charakter des textlich und illustrativ gelungenen Werkes zeigt. Es war zweifellos ein glücklicher Gedanke, innerhalb der großen Zeitabstände die einzelnen Fächer so anzuordnen, daß jeweils der politischen und allgemeinen Kulturgeschichte, die ja die Grundlage jeder historischen Darstellung bilden muß, diejenige Spezialgebiete folgen, die in jeder Periode besonders hervorgetreten sind. So sehen wir denn, wie die allgemeine Geschichte bis zur Kaiserkrönung Napoleons fortgeführt und danach das hochinteressante Kapitel der großen Forschungsreisen zu Anfang des 19. Jahrhunderts begonnen wird. Die durch Bilder und Karten geschmückte Darstellung der Reisen Mungo Parks, Hornemanns, Lichtensteins und Humbolds in das Innere von Afrika und Südamerika ist nicht minder fesselnd, als die der politischen Geschichte. Wiederum sind zwei prächtige Kunstbeilagen und ein Facsimile-Brief Schillers an Gottfr. Körner aus dem Jahre 1804 beigegeben, obwohl der Text selbst schon durch viele Illustrationen geschmückt ist.